

## Günter Erbe

### Die Schriftsteller und der politische Umbruch in der DDR

***Zusammenfassung:** Bis zum politischen Umbruch im Herbst 1989 wurden nicht wenige bedeutende Schriftsteller in der DDR als moralische Instanz, als Sand im Getriebe des realen Sozialismus wahrgenommen. Sie betrachteten sich selbst als Gewissen der Gesellschaft, die Literatur als Medium abweichender Meinungen im Kontrast zur offiziell vorgeschriebenen Einheitsmeinung. Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung ist die Beobachtung, daß die kritischen Schriftsteller in der DDR die ihnen nach Beginn des politischen Umbruchs an der Seite der oppositionellen Gruppen zugewachsene Rolle als Wortführer der demonstrierenden Massen binnen kürzester Zeit einbüßten. Dies gibt Anlaß zu der Frage nach der politischen Rolle der Schriftsteller im realen Sozialismus, ihrem Politik- und Gesellschaftsverständnis, ihrer Wahrnehmung und Reflexion des Umbruchs. In den unterschiedlichen Stellungnahmen und Lagebeurteilungen werden spezifische Bewertungsmuster erkennbar, denen nicht zuletzt unterschiedliche Generationserfahrungen zugrundeliegen.*

Heute, da feststeht, daß der Sturz der SED-Parteidiktatur für die DDR keine neue Epoche des Sozialismus, sondern die Vereinigung mit der Bundesrepublik und eine neue Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung bringen wird, ist der Abschied von der sozialistischen Utopie für die Intellektuellen zum beherrschenden Thema geworden. Zu den Trägerschichten dieser Utopie gehörten auch die Schriftsteller, von deren Rolle vor, während und nach der politischen Wende in der DDR hier die Rede sein soll. Vielen Schriftstellern wird man nicht absprechen können, daß sie dem System des realen Sozialismus seit vielen Jahren kritisch gegenüberstanden. Es war jedoch offensichtlich, daß sie bei aller Kritik an der fehlenden Bereitschaft der SED-Führung zum öffentlichen Dialog und am Ausbleiben demokratischer Reformen den Grundkonsens mit der Partei nicht aufkündigen wollten. Übereinstimmung herrschte, daß in der DDR sozialistische Errungenschaften existierten, die es zu verteidigen gelte. Man vermied es, die Führungsrolle der Partei ausdrücklich in Frage zu stellen. Vielmehr richtete sich die Hoffnung auf eine Reform von oben, auf eine Öffnungspolitik nach dem Muster Gorbatschows. Die kritischen Schriftsteller in der DDR waren keine Oppositionellen, die sich um eine alternative Plattform gruppierten, obgleich die Unterschrift unter die Biermann-Petition 1976 als ein Indiz dafür gelten kann, daß sich neben dem auf die Parteidisziplin eingeschworenen Typus des Schriftstellerfunktionärs (z.B. Hermann Kant) ein von der Partei emanzipierter Schriftstellertypus herausgebildet hatte. Man muß hier zwischen der seit Beginn der achtziger Jahre vorgetragenen Kritik von Menschenrechts-, Ökologie- und Friedensgruppen, die basisdemokratisch organisiert waren und das Organisationsmonopol der SED und

ihrer Massenorganisationen offensiv bestritten und den kritischen Äußerungen von Schriftstellern etwa zur Zensurpraxis unterscheiden. Was die Schriftsteller lediglich forderten, nämlich Öffentlichkeit und institutionelle Reformen, nahmen jene, in begrenzter Form freilich, in der Praxis schon vorweg. Sieht man von der unmittelbaren Ursache des politischen Umbruchs in der DDR – der nicht abreißenden Ausreisewelle im Spätsommer/Herbst 1989 – ab, so läßt sich sagen, daß die unabhängigen politischen Gruppen die Keimformen und Initiatoren jener Volksbewegung waren, die schließlich den Sturz der Parteidiktatur herbeiführte.

Gleichwohl wäre es ungerecht, der Literatur in der DDR nicht die Funktion der geistigen Bodenbereitung des Umbruchs zuzuerkennen. Es mag allerdings voreilig gewesen sein, von der breiten Zustimmung, welche die kritische Literatur als Medium einer Ersatzöffentlichkeit beim Lesepublikum fand, auf eine politische Repräsentantenrolle der Schriftsteller zu schließen. Die westliche Literaturkritik räumte ihnen vielfach einen politischen Bonus ein, der ihnen nun, da sie ihre Rolle als Störfaktoren im Getriebe des realen Sozialismus eingebüßt haben, oftmals auf rabiate Weise entzogen wird. Die große Demonstration auf dem Berliner Alexanderplatz vom 4. November, die den Höhepunkt der Volksbewegung markierte, schien zunächst auf eindrucksvolle Weise zu belegen, daß Künstler und große Teile der Bevölkerung mehr einte als nur die Abschaffung des verhaßten alten Regimes. Christa Wolf, Christoph Hein und Stefan Heym sprachen vom richtigen Sozialismus, der endlich erbaut werden sollte, vom Traum eines Sozialismus, vor dem keiner mehr wegläuft, und sie erteten Beifall und Zustimmung. Nur Heiner Müller, in der ihm ungewohnten Rolle des Arbeitervertreters, der zur Bildung unabhängiger Gewerkschaften aufrief, wurde von der Menge ausgepöflet. Die große Harmonie war nur von kurzer Dauer. Bald tat sich eine deutliche Diskrepanz in der Frage auf, was denn nun an die Stelle des Systems des realen Sozialismus zu treten habe. Ein Beleg für das Auseinanderklaffen der Vorstellungen der kritischen Schriftsteller – genauer gesagt: eines Teils dieser Schriftsteller, denn wie wir sehen werden, hat die politische Wende den Zusammenhalt dieser Gruppe gesprengt – und der Erwartungen des überwiegenden Teils der Bevölkerung ist die Aufnahme des Aufrufs »Für unser Land«, den engagierte Bürger, vor allem Künstler, unter ihnen Wolf, Heym und Volker Braun, an die Bevölkerung richteten (Braun u.a. 1989, S. 240 f.).

Am 26. November, als dieser Appell verkündet wurde, war das politische Klima im Lande bereits umgeschlagen. Die Demonstranten in den Großstädten der DDR gaben durch ihre neuen Losungen zu erkennen, daß es ihnen weniger darauf ankam, sich als souveränes Staatsvolk der DDR zu konstituieren, als die Vereinigung mit der Bundesrepublik zu verlangen, von der allein man sich eine schnelle Verbesserung der materiellen Lebenslage erhoffte. Der Impetus des politischen Umbruchs, von dem die meisten Schriftsteller sich eine revolutionäre Erneuerung der Gesellschaft im Sinne eines »wirklichen Sozialismus« versprochen hatten, wurde politisch überlagert und dominiert von der Parole der staatlichen Einheit. Damit war offenkundig geworden, daß die kritische Intelligenz mit ihren politischen Konzepten, falls man überhaupt von Konzepten sprechen kann, sich bei der Bevölkerung nicht durchsetzen konnte. Dies

führte zu Irritation, Unsicherheit und Enttäuschung bei den Künstlern wie auch bei den sozialistisch orientierten Oppositionsgruppen, die sich um die Früchte ihrer Revolution gebracht sahen. Zugleich traten in dieser Phase des Umwälzungsprozesses politische Differenzen unter den Schriftstellern selbst zutage, die mitunter im Ton scharfer Polemik ausgetragen wurden.

Mit vielen Intellektuellen in der DDR teilten Stephan Hermlin und Stefan Heym, Christa Wolf und Heiner Müller, Volker Braun und Christoph Hein die Hoffnung, es ließe sich in der DDR ein dritter Weg, eine Verbindung von Sozialismus und Demokratie, finden; in der euphorisch übersteigerten Ausdrucksweise Brauns: »Volkseigentum plus Demokratie, das ist noch nicht probiert, noch nirgends in der Welt. Das wird man meinen, wenn man sagt: made in GDR. Die Verfügungsgewalt der Produzenten.« (Braun 1989) Die sozialistische Utopie schien Mitte November, als diese Sätze gesprochen wurden, noch lebendig. Nur wenige Wochen später war sie schon verblaßt. Diejenigen, die sich energisch für ihre Verwirklichung eingesetzt hatten, mußten sich nun den Vorwurf gefallen lassen, sie seien Träumer, sie würden die Bevölkerung der DDR zum Experimentierobjekt einer längst verschlissenen Idee degradieren.

Die Kontroverse entzündete sich an der »Entweder-Oder«-Argumentation der Verfasser des Aufrufs »Für unser Land«. Der Chance, eine solidarische Gesellschaft aufzubauen, indem man sich auf die antifaschistischen und humanistischen Ideale besann, von denen man einst ausgegangen war, wurde der Ausverkauf der materiellen und moralischen Werte im Falle der Vereinnahmung durch die Bundesrepublik, also die Preisgabe der sozialistischen Alternative, gegenübergestellt. Dem Aufruf war eine klägliche Resonanz in der Öffentlichkeit beschieden, als sich herausstellte, daß Egon Krenz und andere hohe SED-Funktionäre ihn mitunterzeichnet hatten. Er erwies sich damit als eine Rückzugposition der SED-Bankrotteure. Die den Appell tragenden Künstler mußten sich Anfeindungen gefallen lassen. Ihnen wurde vorgehalten, daß sie ein privilegiertes Leben geführt hätten und Kostgänger des Regimes gewesen seien. Somit wären sie nicht legitimiert, dem Volk aufs neue Opfer für ein sozialistisches Gesellschaftsprojekt zuzumuten. Günter de Bruyn beanstandete, daß der Aufruf Andersdenkende ausgrenze und damit zur Polarisierung in der Bevölkerung beitrage (Bruyn 1989, S. 92). Massiver noch ging Rolf Schneider mit den Verfassern des Appells ins Gericht. Wie nach ihm Monika Maron verwies er die Annahme, es stünde etwas zum Ausverkauf an, was nicht längst verkauft worden sei, ins Reich der Fabel. Ebenso zeuge der Gedanke, nun solle der wahre Sozialismus geschaffen werden, von Realitätsblindheit und Anmaßung (Schneider 1990, S. 204).

Die hier zitierte Kontroverse zeigt, daß der Aufruf »Für unser Land« Aspekte eines Politikverständnisses enthüllt, das es lohnt, genauer zu erörtern. Auffallend ist zunächst, daß der Appell moralische Werte in den Mittelpunkt seiner Strategie der Abgrenzung gegen Vereinnahmungsabsichten bundesdeutscher Politiker und Wirtschaftsvertreter stellt. Appelliert wird an das Solidaritätsempfinden der Bürger der DDR, an antifaschistische und humanistische Ideale der Aufbaujahre. Zieht man andere Zeugnisse und Äußerungen von Schriftstellern in der DDR zur politischen Lage

heran, wird die ganze Widersprüchlichkeit und Chancenlosigkeit dieses Unterfangens ersichtlich.

Christa Wolf, eine Unterzeichnerin des Appells, hatte drei Wochen zuvor, am 5. November, auf einer Veranstaltung für Walter Janka erklärt: »Nicht nur die Institutionen sind ausgehöhlt, auch die Werte, die sie verkörpern sollten, zerfielen in der langen Erosionsperiode, die hinter uns liegt (Wolf 1989 b). Später, in einer Rede anlässlich der Entgegennahme der Ehrendoktorwürde der Universität Hildesheim vom 31. Januar 1990, räumt sie ebenfalls ein, daß die Verteidigung moralischer Werte durch die Literatur nichts daran ändern könne, daß jene Werte wie Solidarität, Antifaschismus und Humanismus, die den Versuch, in der DDR einen demokratischen Sozialismus aufzubauen, hätten tragen sollen, längst durch die herrschende Ideologie diskreditiert worden seien (Wolf 1990, S. 15). Der Appell »Für unser Land« stellt demnach einen verzweifelten Versuch der sozialistischen Intellektuellen in der DDR dar, Werte zu beschwören, die – wie man doch selbst erkannt hatte – keine Überzeugungskraft mehr besaßen. Die Kritiker aus den eigenen Reihen wie Schneider, Maron, de Bruyn und Günter Kunert hatten es deshalb nicht schwer, den Verfassern des Appells illusionäres, realitätsabgewandtes Denken nachzuweisen. In der Tat hätte sich die DDR nur als sozialistische Alternative zur Bundesrepublik installieren lassen, wenn ein entsprechender Wertekonsens in der Bevölkerung vorhanden gewesen wäre. Es kann allerdings kaum verwundern, daß nicht als verteidigungswert angesehen wird, was nicht wirklich errungen wurde.

Ist die Warnung vor dem Ausverkauf der moralischen Werte somit als wenig überzeugende Identitätsbeschwörung zu verstehen, so bleibt die Frage nach dem feindlichen anderen, vor dem der Appell die Bürger meinte schützen zu müssen. Mir scheinen bei aller Sympathie, die ich den Bestrebungen, die Eigenständigkeit der DDR zu behaupten und eine Vereinnahmung durch die Bundesrepublik zu verhindern, entgegenbringen doch Zweifel am Bild der Bundesrepublik wie überhaupt der bürgerlichen Gesellschaft angebracht, das Schriftsteller wie Heym, Müller, Hein und Braun entwerfen. Ausdrücke wie Freibeuterstaat Bundesrepublik (Heym), Ellenbogengesellschaft (Hein), vom Großkapital unterhaltene Demokratie (Müller), in denen Einzeltzüge der Gesellschaft für das Ganze genommen werden, sind dafür charakteristisch. Mit diesen Schreckbildern waren die Volksmassen in der DDR nicht mehr zu beeindrucken, nachdem sie die Bundesrepublik selbst in Augenschein genommen hatten. Es kennzeichnet die Abgehobenheit der sozialistisch-utopischen Position der genannten Autoren, daß sie die reale Utopie der bürgerlichen Republik im gleichen Moment verketzerten, wie sie für die DDR in greifbare Nähe rückte. In dogmatischer imperialismustheoretischer Tradition wird die bürgerliche Demokratie auf ihren kapitalistischen Ausbeutungscharakter reduziert, während die sozialistischen Errungenschaften in der DDR im gleichen Atemzuge beschworen werden. Dies, obgleich man zugibt, daß sie längst diskreditiert und ausgehöhlt worden sind.

Heiner Müller z.B. ist nüchtern und realistisch genug, um zu erkennen – so in einem Interview mit dem »Spiegel« vom 4. Dezember 1989 –, daß den Menschen in der DDR die historische Perspektive des Sozialismus längst ausgeprügelt worden sei. Folglich

könne die Revolution dort nach Jahrzehnten stalinistischer Perversion keine sozialistische sein, heißt es zwei Wochen später in einem Artikel für das »Neue Deutschland«. Müller spricht von der feudalabsolutistischen Variante der Aneignung des Mehrwerts und von der Kolonisierung der eigenen Bevölkerung: »Das Volk als Staatseigentum, eine Leibeigenschaft neuen Typs.« (Müller 1989) Angesichts dieser Zustandsbeschreibung ist es nur konsequent, wenn Müller die Umwälzung in der DDR als bürgerliche Revolution bezeichnet. Seine Hoffnung bleibe gleichwohl eine DDR als basisdemokratische Alternative zu der »von der Deutschen Bank unterhaltenen Demokratie der BRD« (ebd.). Es sollten keine Anstrengungen gescheut werden »für das Überleben unserer Utopie von einer Gesellschaft, die den wirklichen Bedürfnissen ihrer Bevölkerung gerecht wird ohne den weltweit üblichen Verzicht auf Solidarität mit anderen Völkern.« (ebd.) Müller befindet sich in dem Dilemma, den bürgerlich-demokratischen Charakter der Umwälzung in der DDR anzuerkennen, ohne jedoch auf das transzendierende Element der sozialistischen Utopie verzichten zu wollen.

Sind die Schriftsteller in der DDR überhaupt legitimiert, von den Bürgern zu verlangen, sie sollten sich einem neuen sozialistischen Experiment zur Verfügung stellen? Uwe Kolbe, ein Vertreter der jüngeren Autorengeneration, der seit mehreren Jahren in der Bundesrepublik lebt, schreibt am 8. November aus Austin/Texas in einem offenen Brief an die Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley:

»Wenn unabhängige Intellektuelle, Initiativen, Gruppen plötzlich Unbehagen äußern in einer Reihe mit den Machthabern, sehe ich darin meinerseits ein unbehagliches Zeichen... *Wir* haben nicht das Recht, die Minderheitsherrschaft zu erhalten, indem wir sie reformieren, sie lediglich um unsere Teilnahme vermehren und also weiterführen ... Die potentielle Opposition der DDR tritt nicht klarer hervor, weil sie an Sprachregelungen gebunden ist, die unmittelbar aus dem Vorhandensein zweier deutscher Staaten resultieren. Sie sucht verzweifelt nach einem dritten Weg, um die Abgrenzung vom anderen Deutschland nicht aufgeben zu müssen. Demokratie westlicher Prägung, bürgerliche Demokratie im Sinne der großen Menschenrechtserklärungen, sie wird zwar verlangt, aber es verbietet sich, dies so direkt zu formulieren.« (Kolbe 1990, S. 88)

Kolbe spricht hier von der Hereinholung des Erbes der bürgerlichen Gesellschaft in Gestalt liberaler Grundnormen wie Öffentlichkeit, Gewaltenteilung, Rechtsstaat, Pluralismus und freien Wahlen. Die zitierte Schriftstellerprominenz – in der Regel mindestens eine oder zwei Generationen älter als Kolbe – trat zwar für Öffentlichkeit und Demokratisierung des politischen Systems ein, mehr noch, sie forderte nach der politischen Wende basisdemokratische Initiativen (H. Müller) oder gar ein Rätssystem (V. Braun). Suspekt blieb ihnen jedoch die Verfassung einer bürgerlichen Republik. Die Situation des gespaltenen Landes konservierte ein Denken in Schwarz-Weiß-Kategorien. Der Geringschätzung der Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie, die dieses Denken begünstigte, entsprach auf der anderen Seite eine Hypostasierung der sozialistischen Errungenschaften in der DDR. Dies erschwerte in der Vergangenheit eine fundamentale Kritik des Stalinismus und ließ eine Perspektive, wie sie in der Tschechoslowakei z.B. V. Havel formulierte, nicht zu, derzufolge die Herstellung der bürgerlichen Republik nicht als Restauration, sondern als ein Zwischenschritt auf dem Wege der Gesellschaftserneuerung hätte verstanden werden können (Havel 1980, S. 86).

Für Müller, Heym, Braun und Wolf stellt sich die politische Umwälzung in der DDR und das Aufgehen dieses Staates in einer neuen deutschen Republik hingegen als ein Zusammenbruch dar, als Restauration kapitalistisch-bürgerlicher Herrschaftsverhältnisse. Daß die Parteidiktatur und das System des administrativ-zentralistischen Sozialismus, von dem manche der genannten Schriftsteller inzwischen behaupten, daß es gar nichts mit Sozialismus zu tun gehabt hätte, zusammengebrochen ist, läßt sich nicht bestreiten. Was wird aber nun restauriert? Aus marxistischer Sicht müßte die eindeutige Antwort lauten: die alte Klassengesellschaft, eine Ordnung folglich, die wirtschaftliche Ausbeutung, soziale Ungleichheit und den Egoismus der Menschen zur Grundlage hat. In diesem Ergebnis des Umbruchs in der DDR eine neue Errungenschaft zu sehen, fällt begreiflicherweise schwer. Allerdings unterstellt der Begriff der Restauration, daß die Gesellschaftsordnung der DDR auf revolutionärem Wege zustande gekommen ist und ihre Demontage einem konterrevolutionären Akt gleichkommt. Oder in der Sprache Heiner Müllers: eine Art der Kolonisierung der Bevölkerung wird durch eine andere abgelöst. Ist hingegen die Herstellung der bürgerlichen Republik das Ziel der demokratischen Revolution in der DDR, wäre allererst der Rückfall in die überwundenen Verhältnisse des realen Sozialismus ein restaurativer Vorgang. Der Begriff der Restauration setzt voraus, daß die DDR als sozialistische Gesellschaft existierte, die nun durch das Kapital in ein geschichtlich überholtes Stadium zurückgedrängt wird.

Verständliche Enttäuschung angesichts der Preisgabe der staatlichen Souveränität und berechtigte Empörung angesichts der bundesdeutschen Politik des Anschlusses schlägt sich hier in einer falschen Begrifflichkeit nieder, die suggeriert, man sei doch schon eine Geschichtsepoche weiter gewesen. Konstruktiver scheint mir der Gedanke, die gewonnenen Erfahrungen des massenhaften Aufbegehrens gegen die Parteidiktatur, der basisdemokratischen Aktivitäten und des solidarischen Handelns als Errungenschaft der Revolution im Gedächtnis zu bewahren und für das zukünftige politische Verhalten nutzbar zu machen, wie Christoph Hein in einer Podiumsdiskussion Anfang März dieses Jahres erklärte (vgl. Escherig 1990, S. 4).

Ein zentraler Streitpunkt unter den Schriftstellern war nach dem November 1989 immer wieder die Frage, welche ideellen Werte die DDR zu verteidigen habe. Dies betraf auch die Frage nach einer spezifischen DDR-Identität. Während die Unterzeichner des Appells »Für unser Land« den Ausverkauf der moralischen Werte wie Antifaschismus, Humanismus und Solidarität befürchteten, sahen andere darin eine Fiktion, die nur in den Köpfen einiger Intellektueller herumspukte. Günter de Bruyn konnte sich der Auffassung nicht anschließen, in der DDR herrschten menschliche Wärme und Geborgenheit. Dies anzunehmen gehöre unausrottbar zum DDR-Mythos. (Bruyn 1990) Noch deutlicher drückte sich Günter Kunert in einem Interview mit dem Deutschlandfunk vom 17. Dezember 1989 aus. Die immer wieder beschworene Solidarität sei eine Scheinsolidarität gewesen, die Solidarität einer Notgemeinschaft. Anders bewertete Kunert den Antifaschismus. Dieser sei zwar zur Legitimationsideologie der Herrschenden verkommen. Für ihn, Kunert, – und damit stand er wohl nicht allein –, sei jedoch der Antifaschismus mehr als die Fixierung auf die Utopie ein starker Impuls für die Überwindung bürgerlicher Gesellschaftsverhältnis-

se gewesen. Die so spät begonnene Kritik am System sei damit zu erklären, daß dieser Sozialismus anders als in anderen sozialistischen Ländern aus dem Antifaschismus hervorgegangen sei.

Der westdeutsche Sozialhistoriker Lutz Niethammer, der eine Oral-History-Untersuchung über die »volkseigene Erfahrung« in der Industrieprovinz der DDR durchgeführt hat, sieht im antifaschistischen Erbe einen bedeutsamen Faktor für ein moralisches Selbstbewußtsein der DDR-Bevölkerung. Er ist – wie übrigens auch Heiner Müller – der Auffassung, daß in der DDR der 2. Weltkrieg immer noch nah sei, weil man für ihn kollektiv so sehr viel mehr an Haftung zu übernehmen gezwungen war als der Westen. Diese Buße werde durch die antifaschistische Tradition, so sehr diese auch zum Formalismus erstarrt sein mochte, mit Sinn erfüllt. (Niethammer 1990, S. 274) Den Antifaschismus nun allerdings, wie es im Aufruf geschieht, als moralischen Wert gegen die Wiederherstellung bürgerlicher Verhältnisse in Anspruch zu nehmen, impliziert die Vorstellung einer Unvereinbarkeit von bürgerlicher Gesellschaft und Antifaschismus, ein wiederum verengtes Wahrnehmungsmuster, das den Antifaschismus nur der kommunistischen Linken zuerkennt.

Die Beschwörung des Wertes der Solidarität von Seiten der DDR-Intellektuellen erwies sich als ein riskantes Unterfangen. Monika Maron und Freya Klier sprachen ihren prominenteren Kollegen das Recht ab, ein Plädoyer für die Solidarität zu halten, da sie es in der Vergangenheit oftmals aus Mangel an Zivilcourage unterlassen hätten, für Opfer der Parteidiktatur ihre Stimme zu erheben. (Maron 1990; Klier 1990) Die Gereiztheit der Reaktionen von Maron und Klier, die in der DDR diskriminiert worden sind, läßt Wunden sichtbar werden, die das SED-Regime vielen Künstlern geschlagen hat, die dem Staat den Rücken kehrten. Auffallend, wenn auch nicht verwunderlich ist, daß unter ihnen die entschiedensten Kritiker einer sozialistischen Alternative zu finden sind. Der Appell an die Solidarität zeigt jedoch noch etwas anderes. Die etablierten Schriftsteller in der DDR betrachteten sich bislang als eine Gemeinschaft, in der sie durch ein ausgesprochenes Wir-Gefühl miteinander verbunden waren. Der Zerfall der alten Ordnung löst diese Gemeinschaftsbande auf und entläßt die Schriftsteller auf den freien Markt, auf dem sie sich als Konkurrenten gegenüber treten. Ihr Gesellschaftsbild war bisher geprägt von der Vorstellung, daß soziale Antagonismen, Vereinzeln und individuelle Profilierungskonkurrenz darin keinen Platz haben dürften. Der bereits begonnene und sich weiter verstärkende Umschichtungsprozeß läßt hingegen eine Gesellschaft entstehen, in der der bisherige Gemeinschaftszusammenhang durch soziale Differenzierung und Individualisierung aufgebrochen und keinen längeren Bestand mehr haben wird.

Der Rationalist Günter Kunert, zu dessen skeptischer Distanz noch die geographische zur DDR hinzutritt, hält eine auf die Gesamtgesellschaft übertragene Konzeption von Gemeinschaft für vormodernes Gedankengut. Er ordnet derartige Vorstellungen dem Unbehagen an der Industriezivilisation zu.

»Frühere Gemeinschaften und Gruppen hielt ein Kollektiv-Ich zusammen, der Konsens des Glaubens, die gemeinsamen Riten, Freuden und Ängste. Ähnliches in der Industriegesellschaft wiederbeleben zu wollen, ist naiv.« (Kunert 1990, S. 102)

Die DDR wie die anderen sozialistischen Länder würden nun eingesogen in den großen Strudel der westeuropäischen Industriegesellschaft. Dort herrschten die Prinzipien Funktionalität, Produktivität und Konsumtion. Kunert sieht deshalb keine Perspektive für neue gesellschaftliche Hoffnungen. Ähnlich, aber doch wohl optimistischer, man könnte auch sagen: affirmativer, lautet die Feststellung Monika Marons, die Revolution in der DDR sei »ein verzweifelter Sprung aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus einer autoritären kleinbürgerlich-feudalen Machtstruktur in eine offene bürgerliche Demokratie.« (Maron 1990)

Gemeinschaft als bewahrens-werte Errungenschaft wird nicht nur von denen angezweifelt, die durch Emigration aus dieser Gemeinschaft herausgefallen sind. Auch jüngeren Autoren wie Bert Papenfuß-Gorek, Thomas Böhme oder Kathrin Schmidt, die in der DDR leben, ist der Gemeinschaftsgedanke im Sinne eines Staat und Gesellschaft umfassenden Wir-Gefühls fremd. Als Schriftsteller benutzen sie die Sprache zur Aufspaltung vorgegeblicher Gemeinschaftlichkeit. »Individuation ist erst einmal ein Aufbrechen... Nur als individualisiertes Individuum kann ich in der Gesellschaft wirken, in der Gesellschaft überhaupt sein«, heißt es bei Papenfuß-Gorek (1990, S. 594). Heterogenität statt Homogenität im Sprechen und Handeln lautet, verglichen mit vorausgegangenen Generationen, der Befund.

Unterschiedliche Generationenerfahrungen sind ein nicht unwesentlicher Grund für Divergenzen in der Beurteilung des politischen Umbruchs in der DDR und seiner ökonomisch-sozialen Konsequenzen. Am Beispiel Uwe Kolbes ist gezeigt worden, daß die Generation der in den Sozialismus Hineingeborenen nicht unter jenen Verlustängsten leidet, die die Reaktionen mancher älterer Schriftsteller begleiten. Sie klammern sich nicht an eine sozialistische Alternative, da sie, um mit Heiner Müller zu sprechen, den Sozialismus nicht mehr als Hoffnung auf das andere erfahren haben, sondern als deformierte Realität. Folglich bedeutet die Transformation der DDR in eine bürgerliche Gesellschaft für sie nicht zwangsläufig die Preisgabe ihrer geistigen Identität.

Ohne die Persönlichkeitsprofile von Autoren in ein Generationenschema zwingen zu wollen und damit das Besondere einer jeden Schriftstellerbiographie zu verwischen, möchte ich im folgenden auf altersspezifische Prägungen und Zeiterfahrungen aufmerksam machen, die das politische und literarische Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR beeinflussten. Obgleich von einer Beschleunigung in der Generationsabfolge zur Gegenwart hin gesprochen werden kann, erscheint es plausibel, zum jetzigen Zeitpunkt noch von vier Generationen auszugehen.<sup>1</sup>

Das Verhältnis der antifaschistischen Schriftsteller der ersten Generation (bis ca. 1914 geboren) zur breiten Masse der Bevölkerung war von Anbeginn dadurch belastet, daß diese den Nationalsozialismus mitgetragen hatte. Ihr glaubten die aus der Emigration heimgekehrten Schriftsteller folglich kein politisches Vertrauen mehr entgegenbringen zu können. Tiefsitzendes Mißtrauen kennzeichnete auch das Verhältnis zur Arbeiterklasse. In dieser Lage schien es den Schriftstellern vertretbar, daß ein befohlener Sozialismus besser sei als gar keiner (Brecht). Das unter dem Begriff »deutsche Misere« bekannte Phänomen eines gestörten Verhältnisses zwischen Intellektuellen



und Volk bleibt – wenn auch abgeschwächt – in der zweiten Generation (ca. 1915-1930 geboren) erhalten. Die Angehörigen dieser Generation haben Faschismus und Krieg als Jugendliche erlebt. Sie teilen die Erfahrung des sozialökonomischen Umbruchs und der Konsolidierung der Parteiherrschaft. Die parteikommunistischen Überzeugungen wurden bei nur wenigen durch den 17. Juni 1953 oder den Ungarn-Aufstand 1956 erschüttert. Das marxistisch-leninistische Weltbild begann zumeist erst nach dem Scheitern des Prager Reformversuchs 1968 an Überzeugungskraft einzubüßen. Phasen der Resignation (Biermann-Ausbürgerung 1976) und neuer Hoffnungen auf die Erfüllung der sozialistischen Utopie (Gorbatschow-Politik) wechselten einander ab.

Die folgende dritte Generation (ca. 1931-1945 geboren) umfaßt jene Altersgruppe, die vor allem durch die Nachkriegszeit geprägt wurde, ohne daß sie jedoch stärker an den politischen Auseinandersetzungen der fünfziger Jahre teilgehabt hätte. Ihre intellektuelle Reife erlangte diese Generation in der Regel erst in den sechziger Jahren, in der Phase der Neuen Ökonomischen Politik und des wissenschaftlich-technischen Fortschrittsglaubens. Ihre Grundhaltung ist nicht so sehr Dankbarkeit dem Staat gegenüber, da sie ihre Karriere als Schriftsteller kaum noch als sozialen Aufstieg erlebten, sondern der Anspruch auf Mitgestaltung und Selbstverwirklichung. Vergleicht man unter dem Aspekt gleicher Generationssprägungen z.B. die politischen Einstellungen Volker Brauns, Christoph Heins und Monika Marons wird man hinsichtlich der Beurteilung des Zusammenbruchs der DDR gleichwohl gänzlich unterschiedliche Reaktionsweisen feststellen können. Der Verlust der sozialistischen Perspektive und die Integration der DDR in die Bundesrepublik wird – wie gezeigt wurde – entweder als Niederlage oder »intime Katastrophe« (Braun), als Chance eines Neubeginns (Hein) oder gar als Befreiung und Weg in die »offene Gesellschaft« (Maron) begriffen. Ähnliche, vor dem Sturz der Parteidiktatur weithin verdeckte Differenzierungen ergeben sich für die zweite Generation.

Die jüngste Autorengeneration (nach 1945 bzw. 1950 geboren) verbindet mit den Begriffen Klassenkampf, Faschismus und Solidarität keine direkten Erfahrungen mehr. Sie hat den Sozialismus nicht wie ihre Vorgänger als Hoffnung auf Emanzipation erfahren, sondern als ein autoritäres System. Aussteigermentalität und Rückzug auf sich selbst sind typische Verhaltensweisen dieser Generation, die gesellschaftsuto-pischen Antrieben entsagt hat. Selbst wenn sich die Autoren der Vorgänger-Generationen von den herrschenden ästhetischen Regeln befreit haben und sich Inhalt und Form des Schreibens nicht mehr vom Kulturapparat vorschreiben ließen, blieben sie in der Regel durch Mitgliedschaft im Schriftstellerverband, Entgegennahme von Preisen und Veröffentlichung ihrer Werke in den staatlichen Verlagen doch Teil des offiziellen Kulturbetriebs. Die Jüngeren gingen einen Schritt darüber hinaus. Sie verweigerten sich nicht nur den ästhetischen Imperativen, sondern suchten zugleich neue institutionelle Lösungen. Indem sie eigene Verlage und Zeitschriften gründeten, siedelten sie sich abseits des etablierten Literatur- und Kulturbetriebs an.

Für Autoren wie Uwe Kolbe, Sascha Anderson und Bert Papenfuß-Gorek war eine Identifikation mit der DDR als Staatsgebilde längst vor dessen Zusammenbruch ob-

solet geworden. Kunst wurde und wird von ihnen als ein Medium begriffen, das eine andere Sprache spricht als die Macht. Sie ist der Raum, der Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen ermöglicht. Die durch künstlerische Aktivität erkämpften Freiräume – so ließe sich diese Auffassung charakterisieren – sind ein Stück selbstbestimmten Lebens in einer verwalteten Welt. Politische Aktivitäten hingegen bleiben auf das System fixiert, dessen Reform sie anstreben.

Christa Wolf, im Oktober 1988 befragt nach den Erfahrungen ihrer Generation, räumt ein, daß ihr die Ablösung von ideologischen Setzungen nicht gelungen sei.

»Meine Generation hat früh eine Ideologie gegen eine andere ausgetauscht, sie ist spät, zögernd, teilweise gar nicht erwachsen geworden, will sagen: reif, autonom. Daher kommen ihre – unsere Schwierigkeiten mit den Jüngeren.« (Wolf 1989a, S. 9).

Die verantwortliche Teilnahme am Aufbau des Sozialismus in der DDR begriff ihre Generation als ein Angebot der älteren kommunistisch-antifaschistischen Vorbilder, ein Stück nationaler Schuld loszuwerden. Christa Wolf fragt, was sie offenbar von Kindheit her dazu gebracht habe, die Übereinstimmung mit einer großen Gruppe zu suchen, und wie der Hang zur Ein- und Unterordnung zu erklären sei, die

»Autoritätsgläubigkeit, Übereinstimmungssucht, vor allem aber die Angst vor Widerspruch und Widerstand, vor Konflikten mit der Mehrheit und vor dem Ausgeschlossenwerden aus der Gruppe.« (Wolf 1988, S. 74)

Diese Erfahrung mit sich selbst sei literarisch noch nicht gestaltet worden. Christa Wolf kommt hier auf ein Problem zu sprechen, das Stephan Hermlin – als antifaschistischer Kämpfer frei von jenem Schuldkomplex, der die Nachfolgenden gefangenhielt – als das Problem des Parteikommunisten beschrieben hat. Trete er aus der Partei aus, und werde er folglich zum Renegaten, falle er in die Bedeutungslosigkeit zurück. Allein die Mitgliedschaft in der Partei verbürge das Gefühl, politisch etwas bewirken zu können, allerdings sei absolute Disziplin der Preis (vgl. Dietzel 1990, S. 306).

Die Abarbeitung der nationalen Schuld durch Teilnahme am sozialistischen Aufbau wird bei der Nachfolgergeneration schließlich überdeckt von der eigenen schuldhaften Verstrickung in den Stalinismus, von der schon antifaschistische Vorbilder wie Seghers, Becher und Hermlin nicht frei waren. Was Christa Wolf als Legitimationsbestreben der Älteren beschreibt, kennzeichnet auch das Verhalten ihrer Generation gegenüber den Jüngeren. »Das Interesse der Älteren, ihre Ideale an uns weiterzugeben, war wirklich groß – auch, weil das eigene Leben gerechtfertigt war, wenn die junge Generation sich als nachfolgende verstand.« (Wolf 1989a, S. 22) Legitimation des eigenen politischen Verhaltens durch Weitergabe der Ideologie an Jüngere bedeutete auch Entlastung von Schuld durch ihre Verteilung auf mehrere Schultern. Dieser Mechanismus funktionierte bei den Jüngeren allerdings nicht mehr. Sie betrachten sich nicht mehr als Nachfolger, die das Werk der Älteren fortsetzen.

Der kulturelle und politische Generationenriß wird besonders deutlich in den Worten Hermlins, der den ausreisenden Jugendlichen einen Egoismus vorwarf, »der sich überhaupt nicht um den Nebenmenschen kümmert, schon gar nicht um die Angelegenheiten etwa eines Volkes, sondern nur seine eigenen persönlichen Ziele im Auge hat.« (Zit. n. Schüddekopf 1990, S. 17) Hermlins Enttäuschung mag verständlich sein,

denn der Sachverhalt bezeugt, daß Antifaschismus, Humanismus, Gemeinschaftlichkeit und Sozialismus Werte sind, mit denen sich zumindest in größeren Teilen der jüngeren Generation keine lebendige Erfahrung mehr verbindet. Sie werden wahrgenommen als repressiv-fetischistische Begriffe der Agitations- und Propagandasprache, deren sich die jüngeren Autoren durch Sprachskepsis zu entwinden suchen. Das Verlassen des Landes ist nur eine andere Form, den existentiellen Bruch mit den tradierten Werten zu vollziehen.

Versucht man die Frage nach den Errungenschaften oder nach dem Bewahrenswerten in der DDR von ideologischem Ballast zu befreien, kommt man zu einem Ergebnis, wieses der bereits zitierte Historiker Niethammer in seiner Untersuchung ermittelt hat: »An erster Stelle vermute ich eine Lebensweise, die im Betrieb und in der Nische von einem bedächtigeren Rhythmus, vom Gefühl sozialer Grundsicherung und von einer zugleich praktischeren und bedeutungsvolleren Vielfalt persönlicher Beziehungen gekennzeichnet ist. Das mag zwar auch langer Bedrückung geschuldet sein, hat aber etwas ausgebildet, das man ähnlich wie die subventionierten Grundbedürfnisse zu den sozialistischen Errungenschaften zählt und nicht verlieren möchte.« (Niethammer 1990, S. 273) Heiner Müller spricht ähnlich wie Niethammer von »Tugenden« wie Kleingruppensolidarität und einem anderen Zeitverhältnis, das Bestandteil des sozialen Burgfriedens gewesen sei und mit seiner Aufkündigung verschwinde.

»Im Westen herrscht das Prinzip der Beschleunigung, im Osten das der Verlangsamung, des Aufhaltens von Prozessen. Wenn die Errungenschaften der Beschleunigung in den Zeitrhythmus der Verlangsamung aufgenommen werden, könnten sie dabei durchaus humanisiert werden. Darin läge eine große Chance dieses Austauschs.« (Müller 1990a, S. 42)

Müller sieht heute wohl eher das Verschwinden dieser Chance denn die Möglichkeit, das andere Zeitverhältnis zu bewahren.

Vom Transformationsprozeß in der DDR sind nicht nur der soziale Status des Schriftstellers, seine materielle Lage und sein Sozialprestige unmittelbar tangiert, die Rolle der Literatur überhaupt steht zur Diskussion. Einig ist man sich, daß der kritische Journalismus, der nun in der DDR entsteht, die Literatur von der Aufgabe entlastet, sich tagespolitisch zu engagieren. Ob dies nun dazu führt, daß sich der Schriftsteller in den Elfenbeinturm zurückzieht oder sich sein Engagement auf eine andere Ebene verlagert, ist noch nicht zu übersehen. Heiner Müller spricht davon, daß die Literatur in der DDR autonom werden könne, weil sie nicht mehr dokumentieren müsse. (Müller 1990b, S. 23) Christoph Hein konstatiert eine Entlastung der Literatur von der Politik, da sich nun die Zeitungen damit befaßen. Kunst werde wieder auf ihre eigentliche Aufgabe zurückgeführt. »Es ist für die Literatur völlig unwichtig, Neuigkeit zu reportieren. Literatur ist, wenn Proust mitteilt, wie er Tee trinkt.« (Hein 1989, S. 193) Pointierte Äußerungen dieser Art hätte man vor der politischen Wende von einem engagierten Autor wie Hein wohl kaum erwartet. Dennoch sollte man aus solchen hingeworfenen Sätzen nicht gleich auf ein neues literarisch-politisches Selbstverständnis schließen. Müller scheint ähnliches im Sinn zu haben, wenn er feststellt: »Vielleicht ist jetzt wirklich eine gute Gelegenheit, sich in den Elfenbeinturm zurückzuziehen, denn diesen Prozeß mit Literatur begleiten zu wollen wäre lächerlich.« (Müller

1990a, S. 23) Müllers Äußerung ist einem Ende 1989 gegebenen Interview entnommen. Die Elfenbeinturm-Perspektive bedeutet Verzicht auf die literarische Beschäftigung mit aktuellen Problemen, mit Miseren und skandalösen Vorgängen. Für einen Autor wie Müller ist damit aber nicht die Abkehr von der Politik gemeint. Die Literatur könne jetzt die nationale Vergangenheit aufarbeiten, nicht dokumentarisch, sondern mit mythologischer Genauigkeit. Das unmittelbare operative Eingreifen sei überflüssig geworden.

Wie Müller sieht Christa Wolf die zukünftige Aufgabe der Literatur darin, die blinden Flecken in der Vergangenheit zu erkunden. Sie müsse aber auch die Menschen in den neuen Verhältnissen begleiten und der vorrückenden Restauration widerstehen. Ganz allmählich könne auch ein Bedürfnis nach einem utopischen Denken wieder wachsen. (Wolf 1990, S. 15) Ähnliche Argumente findet man bei Stefan Heym. Er ist sich mit Christa Wolf darin einig, daß den Versuchen einiger Medien in der Bundesrepublik, die Literatur in der DDR und ihre Autoren zu demontieren und zu diskreditieren, durch Solidarität der Schreibenden begegnet werden müsse. Ein neuer Stendhal sei vonnöten, der das »Rot und Schwarz« unserer Zeit, die Chronik einer bevorstehenden Restaurationsepoche, zu gestalten hätte. (Heym 1990) Angesichts des ungeheuren sozialen Konfliktstoffs, den die politische und ökonomische Umwälzung in der DDR in sich birgt, ist den Schriftstellern ein ruhiger Platz im Elfenbeinturm wohl kaum vergönnt. Vieles spricht dafür, daß das Engagement der Literatur – freilich ohne die Triebkraft der sozialistischen Epochenillusion – auch in Zukunft unverzichtbar sein wird.

## Anmerkung

1 Zur Differenzierung nach Schriftstellergenerationen vgl. Erbe 1987, S. 1162 ff.

## Literatur:

- Braun, Volker (1989): Die Erfahrung der Freiheit, in: *Neues Deutschland* vom 11./12.11.  
 Ders. u.a. (1989): »Für unser Land.« Aufruf für eine eigenständige DDR vom 26.11., in: Schüddekopf (Hrg.) (1990)  
 Bruyn, Günter de (1989): Interview im Deutschlandfunk vom 2.12.; zit. n. Streul, Irene Charlotte, Umschwung in der Kulturpolitik und neue Initiativen der Künstler, in: *Deutschland Archiv*, H. 1/1990  
 Ders. (1990): So viele Länder, Ströme und Sitten, in: *FAZ* vom 3.2.  
 Dietzel, Ulrich (1990): Gespräch mit Stephan Hermlin 1983, in: *Sinn und Form*, H. 2  
 Erbe, Günter (1987): Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Herkunft, der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich, in: *Deutschland Archiv*, H. 11  
 Escherig, Ursula (1990): Das Pflänzchen Demokratie. »Nachdenken über Deutschland« in der Akademie der Künste, in: *Tagesspiegel* vom 6.3.  
 Havel, Vaclav (1980): *Versuch, in der Wahrheit zu leben*, Reinbek (Neuaufl. 1990)  
 Hein, Christoph (1989): Weder das Verbot noch die Genehmigung als Geschenk. Gespräch mit der »Berliner Zeitung« vom 4./5.11., in: ders., *Die fünfte Grundrechenart*. Aufsätze und Reden, Frankfurt/M. 1990

- Heym, Stefan (1990): Debatte im DDR-Fernsehen am 25.3.
- Klier, Freya (1990): Die Nestoren der DDR-Revolution und die Moral, in: *taz* vom 21.2.
- Kolbe, Uwe (1990): Gebundene Zungen. Ein offener Brief, in: Michael Naumann (Hrg.): *Die Geschichte ist offen*. DDR 1990: Hoffnung auf eine neue Republik, Reinbek
- Kunert, Günter (1990): Tagtraum, in: Michael Naumann (Hrg.): *Die Geschichte ist offen*. DDR 1990, Reinbek
- Maron, Monika (1990): Das neue Elend der Intellektuellen, in: *taz* vom 6.2.
- Müller, Heiner (1989): Plädoyer für den Widerspruch, in: *Neues Deutschland* vom 14.12.
- Ders. (1990a): Stirb schneller Europa, in: ders., *Zur Lage der Nation*, Berlin
- Ders. (1990b): Dem Terrorismus die Utopie entreißen, in: ders., *Zur Lage der Nation*, Berlin
- Niethammer, Lutz (1990): Das Volk der DDR und die Revolution, in: Schüddekopf (Hrg.) (1990)
- Papenfuß-Gorek (1990): Eine eigene Sprache finden. Lyriker-Gespräch, in: *Weimarer Beiträge*, H. 4
- Schneider, Rolf (1990): Die Einheit wird kommen, in: *Deutschland Archiv*, H. 2
- Schüddekopf, Charles (Hrg.) (1990): »Wir sind das Volk!« Flugschriften, Aufrufe und Texte einer deutschen Revolution, Reinbek
- Wolf, Christa (1988): *Ansprachen*, Darmstadt
- Dies. (1989a): Gespräch mit Christa Wolf, in: *Therese Hörnigk, Christa Wolf*, Göttingen
- Dies. (1989b): Erklärung im Deutschen Theater, in: *FAZ* vom 7.11.
- Dies. (1990): Zwischenbilanz, in: *Die andere Zeitung* vom 15.2.